Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 3

Artikel: Das Geschenk
Autor: Balzli, Gottfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634213

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Geschenk

Durch die offene Küchentüre im „Spittelhüsli" fluteten die Strahlen der Abendsonne. Fliesen, Wände und selbst die russigen Deckenbalken waren von ihrem rosigen Licht übersponnen. Vor dem Küchenherd stand barfuss Godi, der Aelteste der Spittelhäuslerin, und rührte mit einem eisernen Schäufelchen die Kartoffelrösti. Sie schien ihm glänzend zu geraten; denn ein Düftchen, wie es nur einer kunstgerechten Rösti entsteigen kann, breitete sich im ganzen Häuschen aus. Nun hob Godi bedächtig die mit einem Teller zugedeckte Pfanne vom Herd, drehte sie herzhaft in der Luft, so dass die Rösti in den Teller zu liegen kam, und liess dann den goldbraunen Kuchen wieder in die Pfanne zurückgleiten, damit auch seine Unterseite schön knusperig gebraten werde. — Godi war eben beim Anrichten, als seine Mutter über die Schwelle trat. Sie war den ganzen Tag im nahen Städtchen bei der Frau Bankdirektor in der Waschküche gestanden und hatte dort wieder einmal die grosse Wäsche bewältigt. Nun war sie rechtschaffen müde und daher froh, dass Godi bereits mit Kochen begonnen hatte. Sie setzte sich auf die Bank neben den kupfernen Wasserkessel und kramte ihre Wachstuchtasche aus: eine feuchte Schürze, ein Paar nasse Holzschuhe, und endlich — eine schwarz- und graukarierte Bubenhose. Diese legte sie auf ihre Knie, strich glättend mit der Hand darüber und schmunzelte:

„Schau, Bub, was mir die Frau Direktor für dich geschenkt hat! Die Hose lag viele Jahre hindurch auf dem Estrich, doch sieht sie noch sozusagen wie neu aus."

Godi betrachtete misstrauisch das kuriose, gewürfelte Muster und zeigte nicht die geringste Begeisterung für die in Aussicht stehende Erbschaft.

„Die ist gut für reiche Herrenbuben, aber nicht für mich!" brummte er, während die Mutter die Hose drinnen in der Stube in einen Schrank versorgte. Dann lief er hinter das Haus und rief den Vater zum Essen, der seit dem Feierabend in der Fabrik im Pflanzplätz arbeitete.

Ein böser Schreck jedoch fuhr dem Bub in die Glieder, als ihm seine Mutter ein paar Tage später, am Vorabend der mit fiebriger Freude erwarteten Schulreise, die schwarz- und graukarierte Hose neben seinem Bett auf einen Stuhl zurechtlegte.

„Aber, Mutter, doch nicht diese Hose!" flehte er.

„Warum denn nicht? Hast du etwas an ihr auszusetzen? Eine solch feine Hose! Wenn sie für den Sohn eines Bankdirektors taugte, dann wird sie wohl auch für dich noch gut genug sein!"

„Mutter, versteh mich recht! Ich bin doch nur der Spittelhausbub, der sich in einer solch unheimlich vornehmen und altmodischen Hose im ganzen Dorf lächerlich machen würde!"

Die Spittelhäuslerin wurde langsam warm: „Das ist doch starker Tabak! Unsereiner kann den ganzen Tag über schuften und sich abplagen, und wenn man einmal über den sauer verdienten Taglohn hinaus für den Bub eine Extrawurst ergattert, dann erntet man von dem Schlingel nichts als schnöden Undank!"

Godi kämpfte mit den Tränen, als er nochmals versuchte, die Mutter umzustimmen. Da klopfte drüben in der grossen Stube der Vater mit seiner Tabakpfeife hart auf den Aschenbecher und befahl mit einer Stimme, die verriet, dass weiterer Widerspruch nicht ratsam sei: „Genug der Schneckentänze, Bub! Man kann nicht einmal ruhig die Zeitung lesen!"

Godi knickte zusammen. Seine ganze Freude über die Schulreise war dahin. Traurig und mit einem Würgen in der Kehle legte er sich ins Bett, wo ihn noch lange ein hoffnungsloses und vergebliches Grübeln wachhielt.

Als sich der Bub am Morgen anzog, flackerte plötzlich wieder ein Hoffnungsflämmchen in ihm auf: „Mutter, die Hose ist mir ja viel zu lang und zu eng!" rief er mit kritischer Miene.

„Dummes Zeug! Wozu hast du denn verstellbare Schnallen und Hosenträger?"

Mit ein paar Handgriffen brachte sie alles in Ordnung. Da gab er es endgültig auf. —

Vor dem Schulhaus wartete bereits ein Trüppchen Schüler, als er anrückte. Befangen näherte er sich und gewahrte sofort, dass die Augen einiger Buben seine karierte Hose aufs Korn nahmen. Mit Mühe brachte er ein heiseres „Guten Tag!" hervor. Dann lehnte er an die Mauer des Schulhauses und starrte beharrlich auf die Spitzen seiner genagelten Schuhe nieder. Von dem Trupp Buben löste sich der lange Stockacher-Sami. Langsam schlenderte er zu Godi herüber, stellte sich breitspurig vor ihn hin, vergrub die Hände in den Hosentaschen und spöttelte mit einem hässlichen Grinsen:

„Du! Auf dem Stockhorngipfel wird kein Fastnachtsball abgehalten!"

Ein halbes Dutzend rauher Bubenkehlen gröhlten los. Der Spittelhausbub wurde weiss im Gesicht, doch er schwieg und spuckte nur verächtlich auf den Boden. Als er jedoch gewahrte, dass drüben bei den Mädchen sogar das Klärli, das sonst stets einen warmen Blick aus seinen braunen Augen für ihn übrig hatte, unwillig das Köpfchen wandte, so dass seine langen, schwarzen Zöpfe flogen, da fühlte er ein ganzes Meer von bitterem Leid über sich zusammenschlagen. — „Hättest du mir doch meine geflickte Grisshose gelassen!" zürnte er seiner Mutter.

Der Stockacher-Sami aber, ermuntert durch das Gelächter der Buben, schwang sich nun vollends auf sein Steckenpferd und ritt es mit einer solchen Meisterschaft, dass Godi zähneknirschend seine Fäuste in den Hosentaschen ballte. Schliesslich pirschte sich Sami an ihn heran, fasste Godis Hose mit Daumen und Zeigefinger und rühmte heuchlerisch in allen Tönen die Qualität des Stoffes. Plötzlich grub er heimtückisch seine harten Fingernägel in Godis Oberschenkel und zwickte ihn erbärmlich. Godi schnellte herum und setzte zum Sprung auf seinen Gegner an. In diesem Augenblick trat der Lehrer aus dem Schulhaus und gab das Zeichen zum Abmarsch. Die beiden Kampfhähne pufften sich noch ein paarmal gegenseitig die Ellenbogen in die Rippen und liessen dann voneinander ab. Die Blicke, die sie sich zuschleuderten, verrieten zwar deutlich, dass sie die Rauferei wohl als durch höhere Gewalt aufgeschoben, jedoch keineswegs als aufgehoben betrachteten.

Droben in der sonnigen Bergwelt, auf den blumenübersäten Alpweiden, vergass Sami ganz und gar die Zielscheibe seiner Sticheleien. — Trotzdem wurde Godi nicht froh. Sein linker Schuh bereitete ihm Höllenqualen. Bei jedem Schritt schnitt er ein jammervolles Martergesicht. Immer toller wurden die Schmerzen, so dass sich Godi beim Abstieg vom Gipfel ins Gras warf, den Schuh auszog und mit der Hand hineinfuhr. Weit vorn im Schuh stiessen seine tastenden Finger auf einen spitzen Nagel, der sich ihm bei jedem Schritt grausam in die Fußsohle gebohrt hatte. Die Karawane der Mitschüler zog bereits tief unten

Die bequemen
Strub-,
Bally-Vasano-
und **Prothos-**
Schuhe

Gebrüder Georges
Bern Marktgasse 42

dahin, als es Godi endlich glückte, den Nagel mit einem Stein breitzuklopfen. Hastig schlüpfte er wieder in den Schuh, schnürte ihn und stellte mit Befriedigung fest, dass das lästige Uebel endlich behoben war. Dann stürmte er los.

Als ob ein Blitzstrahl vor seinen Füssen in den Boden gefahren wäre, hielt der Bub plötzlich mitten im Laufen inne. Ein grauenhafter Hilfeschrei gellte ihm in den Ohren. Ein zweiter, von verzweifelter Angst erfüllter Schrei zitterte durch die Luft, dass dem Buben einen Augenblick das Blut in den Adern zu erstarren drohte. Dann aber jagte er mit gewaltigen Sprüngen über Runsen und Steine hinweg und erreichte keuchend die Stelle, von wo die furchtbaren Schreie zu ihm herüber gedrungen waren. Der Hang, auf dem er stand, fiel hier seitwärts ab, über eine fast senkrechte, mit spärlichen Grasbüscheln bewachsene Felswand. — Ein einziger schneller Rundblick liess es Godi zur Gewissheit werden, dass die Schreie nur aus der Tiefe des zu seinen Füssen gähnenden Abgrundes hatten heraufdringen können. Zögernd beugte er sich über den Felsrand hinaus und prallte entsetzt zurück. Kaum zwei Meter unterhalb des Felsrandes hing ein Mensch, der sich verzweifelt mit beiden Händen an einem vorspringenden, kantigen Stein festkrallte und mit Augen, in denen wilde Todesangst loderte, zu Godi emporstarrte. Der Unglückliche war — der Stockacher-Sami.

„Hilf mir! Ach Gott, Hilfe...!" flehte er, und seine von wahnsinniger Furcht geweiteten Augen suchten fiebernd nach einem winzigen Zeichen der Hoffnung im Gesicht des Spittelhaus-Buben.

„Ich helfe dir, Sami, gewiss! — Nur einen kleinen Augenblick noch halte dich fest!" — Ratlos schaute Godi um sich.

„Ich kann nicht mehr! Hilfe!" wimmerte Sami unter ihm, und seine Füsse suchten vergeblich einen Halt an der steilen Wand.

Rasend arbeitete des Spittelhaus-Buben Gehirn, während er in ohnmächtiger Hilflosigkeit die Zähne in seine Faust grub. — Plötzlich jedoch fuhr er, wie von einer Schlange gebissen, hoch: „Ich hab's!"

Mit zitternden Fingern löste er seine Hosenträger und riss die Hose von den Beinen. Dann legte er sich am Rande des Abgrundes auf den Boden und warf Sami das eine Hosenbein zu. Der Junge begriff sofort. Hoffnung leuchtete in seinen Augen auf und verdoppelte seine Kräfte. Vorsichtig löste er die eine Hand von dem Stein, erfasste die Hose mit dieser, dann auch mit der andern Hand, stemmte seine Knie gegen den Felsen und liess sich langsam hochziehen. Oben brach er lautlos zusammen und verfiel in eine tiefe Ohnmacht. Erschöpft legte sich sein Retter neben ihn.

Als sich Sami nach einer Weile wieder regte, fragte ihn Godi, wie er in diese furchtbare Lage geraten sei. Sami lag noch immer auf dem Rücken und starrte unverwandt in den blauen Nachmittagshimmel hinauf, als er stockend zu erzählen begann:

„Beim Aufstieg hatte ich mir hier diese schönen, leuchtenden Alpenrosen gemerkt. Ich wollte sie bei der Rückkehr pflücken, und zwar allein. Daher schlich ich mich von den andern weg. — Die prächtigsten Blumen musste ich ganz aussen am Felsrand brechen. Auf einmal glitt ich aus. Ein Glück für mich war es, dass ich den Stein zu fassen kriegte, ehe ich richtig ins Rutschen kam!"

Der Stockacher-Sami schnaufte tief. Er tastete im Grase nach Godis Hand, drückte sie warm und brummte: „Bist ein feiner Kerl!"

Dann erhoben sich beide und machten sich schweigend auf den Weg. Godi hat die schwarz- und graukarierte Hose noch oft getragen. Dass er ihretwegen nicht mehr gehänselt wurde, dafür sorgten jeweils unverzüglich die harten Fäuste seines neuen Freundes, des langen Stockacher-Sami.

Gottfried Balzli.

Angelika Kauffmann

Alle die Frauen, die einst Goethe umgaben, haben längst ihren Biographen gefunden. Lilli Schoenemann und Lotte Buff, das Frankfurter Gretchen und das Leipziger Kätchen, Maxe Brentano und Frau von Stein sind uns keine Unbekannten mehr. Nur über diejenige Goethe'sche Freundin, die am meisten Eigenlicht ausstrahlte und die über ein wirkliches eigenes Künstlertalent verfügte, in deren römischem Salon Goethe zuerst seine klassische Iphigenie vorlas und von der wir ein schönes, höchst persönliches Bild von ihm besitzen, über sie ist bis zur Stunde wenig an die Oeffentlichkeit gedrungen. Und doch hätte Angelika Kauffmann es wie keine andere verdient, den Pinsel des dichterischen Porträtisten herauszufordern; ist sie doch nicht nur ein rührendes Frauenwesen und eine Malerin von recht beachtenswertem Können gewesen, sie hat auch ein ausgesprochen romantisches Schicksal gehabt, dessen wundersame Wechselfälle und märchenhaft anmutende Schauplätze nicht ahnen liessen, dass es einst in jener feierlichen Stille enden würde, die wir aus Goethes Biographie allein kennen.

Wir aber haben allen Grund, uns um diese feine, zarte Frau und grosse Künstlerin, die zum mindesten den Besten ihrer Zeit genug getan, und um ihr schicksalhaftes Leben etwas ernster zu kümmern, denn sie war ein Kind unserer Heimat, und die Dichterin, die jetzt dieses Künstlerleben mit zartfühlender Feder in einem wohlgelungenen Roman zu schildern unternahm, ist es ebenfalls.

Angelika Kauffmann kam 1741 in Chur zur Welt. Mütterlicherseits stammte sie aus bündnerischem Geschlecht. Der Vater war ein Tiroler, der sich nur zur Durchführung eines Auftrages, zur Ausmalung der Kathedrale, in Chur aufhielt. Er besass ein anerkanntes Talent als Kirchenmaler, das sich in erhöhtem Masse auch auf die Tochter vererbte. Seine Laufbahn, deren Gönner zumeist italienische Kirchenfürsten waren, wies dem Mädchen den Weg. Mailand, Florenz, Rom waren die Stationen auf Angelikas künstlerischem Leidenswege — denn welche Künstlerlaufbahn wäre nicht mit diesem Namen zu bezeichnen?

Von dort an geht es nach England und in die grosse Welt der Londoner Aristokratie hinüber. Wie ein paar Jahrhunderte früher, von Basel kommend, der jüngere Holbein, so fand jetzt Angelika Kauffmann in der englischen Hauptstadt vornehme Gönner und gute Freunde. Es regnete Aufträge. Das Leben nahm bedeutende Formen an und das Glück pochte an die Türe. In ihrem Glauben an das Glück, erlebte Angelika dann gleichzeitig die grösste Enttäuschung ihres Lebens. Gerade diese Epoche hat die Verfasserin des Romans Angelika Kauffmann auf eine eindrucksvolle Art zu schildern verstanden.

Hilde Passow-Kernen ist der Entwicklung des Kindes Angelika Kauffmann von klein auf nachgegangen. Sie hat die Mühe nicht gescheut, auch in die Vorgeschichte und ihre mütterlich romanische Herkunft einzudringen und wesentliche Charakterzüge bündnerischer Eigenart zu beleuchten. Die Verfasserin beweist dadurch, dass sie auch das Milieuhafte ursprünglich und gründlich erfasst hat und nur dort die Phantasie zu Hilfe nimmt, wo die Quellenangaben nicht ausreichen. Eine Frau schreibt edel über eine Künstlerin von Format. Aber sie vergisst über der Berufung ihres Talentes nicht, die Frau als Mensch zu schildern. Das Tragische, Lebensnahe und Schicksalshafte ist in so überzeugender Weise gestaltet, dass es von der ersten Zeile an packend wirkt. Es ist Alles in Allem ein Buch, das bleibendes geistiges Gut darstellt.

M. N.